

Asfa-Wossen Asserate

Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann?

Eine persönliche Wortmeldung

dtv



2021 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkungen nicht erkennbar.

Lektorat: Rainer Wieland

Umschlaggestaltung: geviert.com, Christian Otto

Foto von Gaby Gerster

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Gesetzt aus der Aldus LT

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26314-6

*Meiner geliebten Mutter,
die das Erscheinen dieses Buches
leider nicht mehr erleben konnte,
in Liebe gewidmet.*

Asfa-Wossen Asserate

»Solange nicht die Denkweise, die eine Rasse für überlegen und eine andere für minderwertig hält, endgültig diskreditiert und überholt ist; solange es Bürger erster und zweiter Klasse in irgendeiner Nation gibt; solange, bis die Hautfarbe eines Menschen nicht mehr von Bedeutung ist als die Farbe seiner Augen; bis zu dem Tag, an dem die Menschenrechte für alle gleichermaßen garantiert sind, ohne Rücksicht auf ihre Herkunft: so lange wird der Traum von dauerhaftem Frieden und Weltbürgertum eine flüchtige Illusion bleiben, der man beständig nachjagt, die aber nie erreicht wird.«

*Kaiser Haile Selassie I.,
Rede vor der UN-Vollversammlung,
New York, 4. Oktober 1963*

Inhalt

Einleitung	11
Kapitel 1	
»Schwarz und schön«	19
<i>Von schwarzen Heiligen, Königinnen und Madonnen</i>	
Kapitel 2	
»Weder Christen, Juden noch Mamohetaner«	34
<i>Vom »Mohr« zum »Neger«</i>	
Kapitel 3	
»Alles muß bei ihnen nach Kuhmist riechen«	48
<i>Zwischen Mensch und Tier</i>	
Kapitel 4	
»Pardon wird nicht gegeben ...«	65
<i>Europas Platz an der Sonne</i>	
Kapitel 5	
»Wir sind hier, weil ihr da wart«	95
<i>Schwarz und deutsch</i>	

Kapitel 6	
Mückenstiche, Süßkartoffeln und Bleichgesichter . . .	115
<i>Im Unterholz der Rassismusdebatte</i>	
Epilog	140
Anmerkungen	143
Literaturverzeichnis	153
Danksagung	159

Einleitung

Als ich im Herbst 1968 als junger Mann aus Addis Abeba zum Studieren nach Tübingen kam, war ich für viele Menschen in dem beschaulichen deutschen Universitätsstädtchen damals wahrscheinlich der erste Dunkelhäutige, den sie zu Gesicht bekamen. Ich erinnere mich noch gut an das Gefühl, in der Fußgängerzone die Blicke der Passanten auf mir zu spüren. Oft, wenn ich in der Stadt unterwegs war, hörte ich Sätze wie »Senn Sia vo auswärts?« oder »Sie senn abr ned vo hier?«. Ich kam damals gar nicht auf die Idee, hinter solchen Begrüßungen und Näherungsversuchen einen Anflug von Rassismus zu spüren – von so etwas wie »strukturellem Rassismus« oder »Mikroaggression« war damals noch nicht die Rede. Ich entwickelte aber sehr schnell ein Gespür dafür, ob mit solchen Sätzen eine gewisse Neugier verbunden war oder ob mein Gegenüber gar nicht nach einer Antwort verlangte, geschweige denn nach einem Gespräch, und damit nur eine gewisse Unsicherheit oder Verlegenheit ausdrückte.

Es kam immer wieder vor, dass ich auf dem Marktplatz in der Sonne auf der Bank saß und eine ältere Dame auf den Platz neben mir zeigte und mich mit den Worten ansprach: »Siddzt do scho äbbr?« Wenn ich dann antwortete: »Aber nein, setzen Sie sich doch bitte!«, konnte sich daraus ein Gespräch über

meine Heimat Äthiopien und meinen Weg nach Deutschland entwickeln. Natürlich fiel in diesem Zusammenhang oft auch der Satz: »Sie sprechen aber gut Deutsch!«, oder auf Schwäbisch: »Sia schwäddzad abr guad deidsch!« Wenn ich dann erzählte, dass ich in Addis Abeba auf die Deutsche Schule gegangen war, ja sogar mein Zentralabitur nach den strengen Regeln der deutschen Kultusministerkonferenz absolviert hatte, erntete ich stets ungläubiges Staunen.

Ich kann sagen, dass ich in all den Jahren, die ich in Deutschland lebe – es sind nun schon mehr als fünfzig –, kaum jemals irgendeine Form der Anfeindung oder Diskriminierung erfahren habe; und auch von den wenigen meiner dunkelhäutigen Kommilitonen damals in Tübingen habe ich nichts dergleichen gehört. An der Universität, über die der Sturm der Achtundsechziger hinwegzog, waren wir schwarzen Studenten damals Exoten, kaum einer wagte es, uns jemals zu widersprechen. Auch dann nicht, wenn ich in den aufgeheizten politischen Diskussionen, die wir damals führten, leidenschaftlich gegen die Kommilitonen vom Sozialistischen Deutschen Studentenbund das Wort erhob – schließlich hatten sie sich doch die Befreiung Afrikas und der Afrikaner auf die Fahnen geschrieben.

Ich weiß aber auch, dass es vielen Schwarzen in Deutschland ganz anders erging und ergeht. Viele Afrodeutsche, Schwarze und Dunkelhäutige, mit denen ich sprach, haben mir von Anfeindungen und Zurückweisungen berichtet. Nicht wenigen von ihnen wurde schon einmal das »N-Wort« auf der Straße hinterhergerufen; manch einer wurde, wenn er bei der Suche nach einer Wohnung oder nach einer Arbeitsstelle seinen Namen nannte oder wenn es zum Besich-

tigungstermin oder Vorstellungsgespräch kam, brüsk zurückgewiesen. Lag es also daran, dass wir Schwarzen in den 1960er- und 1970er-Jahren damals in Deutschland so wenige waren? Das mag eine Rolle gespielt haben, aber sicher noch etwas anderes: Rassismus ist oft auch eine Frage der Klasse – im Vergleich zu den Bedingungen, in denen viele Dunkelhäutige und Afrodeutsche hierzulande lebten und leben, war (und ist) meine Lage recht privilegiert. Das gilt erst recht für die Afrikaner, die in den letzten Jahren als Migranten oder Flüchtlinge ins Land gekommen sind – oft mit nichts weiter als dem, was sie am Leibe trugen.

Ich erinnere mich noch lebhaft an eine Szene, die sich in meiner Tübinger Studentenzeit zutrug. Es war Frühling, und ich ging am Neckar spazieren, als ich auf einem Sportplatz ein paar Dutzend Kinder bei einem mich wunderbar anmutenden Spiel beobachtete. Die Kinder waren um die zwölf Jahre alt, es handelte sich offensichtlich um eine Schulklasse, ihr Lehrer war ebenfalls zugegen. Die Gruppe der Schüler stand dicht zusammen, und ihnen gegenüber im Abstand von vielleicht zwanzig Metern ein einzelner Junge, der laut in die Richtung der Menge schrie: »Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann?« Einen kurzen Augenblick dachte ich, ich sei gemeint, aber die Spielenden beachteten mich gar nicht. »Niemand«, schallte es von gegenüber dem Jungen entgegen. »Und wenn er aber kommt?«, rief dieser zurück. »Dann laufen wir davon«, antwortete die Schar der Kinder im Chor – und lief dem Jungen entgegen. Dieser setzte sich ebenfalls in Bewegung, und es gelang ihm, ein paar der Entgegenkommenden mit der Hand abzuschlagen. Sodann formierten sich die Spielenden von Neuem in umgekehrter Aufstellung. Und

der Junge – in Begleitung derjenigen, die er abgeschlagen hatte – begann von Neuem zu rufen: »Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann?« – »Wir nicht.« – »Und wenn er aber kommt?« – »Dann laufen wir davon.« Und wieder rannten die beiden Gruppen aufeinander zu, und wieder versuchte der Junge, diesmal zusammen mit seinen hinzugewonnenen Gehilfen, so viele Spieler wie möglich anzutippen. So ging das Spiel weiter, bis schließlich alle Mitspieler abgefangen waren. Den Kindern bereitete es sichtlich Vergnügen, sie spielten mehrere Runden.

Ich überlegte, ob ich den Lehrer, der das Geschehen ungerührt von der Seite aus mitverfolgte, ansprechen sollte, was es mit diesem Spiel auf sich habe, aber ich traute mich damals nicht und ging weiter. Am nächsten Tag fragte ich an der Universität meine deutschen Kommilitonen danach. Sie alle kannten das Spiel und hatten es selbst in ihrer Kindheit oft gespielt. Niemand, versicherten sie mir, habe bei dem »Schwarzen Mann« an einen Afrikaner oder einen dunkelhäutigen Menschen gedacht: »Das hat man eben einfach so gesagt, ohne groß darüber nachzudenken.« Später erfuhr ich, dass das Spiel bereits Ende des 18. Jahrhunderts beschrieben wurde und der »Schwarze Mann« einst für den »Schwarzen Tod« – die Pest – stand: Jeder, der von der Seuche befallen – im Spiel: abgeschlagen – wird, wird dem wachsenden Heer des »Schwarzen Mannes« einverleibt.

Trotz seiner recht gut belegten Herkunft geriet das Kinderspiel in den letzten Jahren unter Rassismusverdacht. So wollten etwa besorgte Eltern im schweizerischen Wallis es per Beschluss der Schulleitung aus der Schule verbannt sehen. Die Walliser Bildungsdirektion lehnte mit Verweis

auf die Herkunft des Spieles ein Verbot ab, schlug aber einen neuen Namen vor: »Wer hat Angst vor dem Wolf?«¹ Was sich, soweit ich es überblicken kann, wohl nicht durchsetzen konnte.

»Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann?« Diese Frage wurde und wird in Europa neuerdings immer öfter gestellt. Die aktuelle Flüchtlingskrise hat die Ängste und Sorgen in vielen Teilen Europas wie auch in Deutschland vor einem »Flüchtlingsstrom« aus Afrika und einer drohenden »Überfremdung« geweckt. Und auch in Deutschland erhielten Parteien und Organisationen Zulauf, die sich diese Sorge populistisch zunutze machen. Die gegenwärtige Corona-Pandemie mit ihren mittel- und langfristigen Folgen – einer weltweiten Rezession, Zunahme von Hunger und Armut, Kriegen und Flucht – droht die Konflikte weiter zu verschärfen.

Aber auch die Afrodeutschen und Menschen anderer Hautfarbe in diesem Land melden sich verstärkt zu Wort und sprechen über ihre Erfahrungen mit Diskriminierung und Rassismus. Sie sind Teil der Millionen von Deutschen und in Deutschland Lebenden »mit Migrationshintergrund«, die dieses Land in den letzten Jahrzehnten vielfältiger gemacht haben. Im Mai 2020 sorgte der Tod des Afroamerikaners George Floyd, der in Minneapolis bei einer gewaltsamen Festnahme in Polizeigewahrsam zu Tode kam, weltweit für Wut und Empörung. »Black Lives Matter!« schrieben sich die vielen Menschen auf die Fahne, die überall gegen Diskriminierung von Schwarzen auf die Straße gingen, auch in Deutschland. Denn auch hierzulande scheint das Zusammenleben der Menschen mit verschiedener Hautfarbe alles andere als selbstverständlich. Das fängt schon mit der Diskussion da-

rüber an, wie man Menschen mit schwarzer Hautfarbe bezeichnen soll – als »Schwarze«, »Afrodeutsche«, »Farbige« oder lieber mit dem englischen Ausdruck *People of Color*? Jüngst wurde auch noch der Begriff BIPOC geprägt – abgekürzt für *Black, Indigenous and People of Color* –, als Sammelbegriff für Schwarze, Indigene und andere nichtweiße Menschen. Ob er als Eigenbezeichnung taugt? Ich jedenfalls kann mir nicht vorstellen, dass ich jemals von mir sagen werde: »Ich bin BIPOC«.

Über Rassismus wird heute mehr denn je leidenschaftlich diskutiert. Wer öffentlich des Rassismus bezichtigt wird, dessen Karriere kann ein schnelles Ende nehmen. Aber gibt es wirklich so etwas wie »systemischen Rassismus«, der unserer Gesellschaft eingeschrieben ist, und wenn ja, wie lässt sich damit umgehen? Ist ein Wort wie »Schwarzfahrer« noch tragbar? Müssen die »Mohrenstraße« in Berlin und die nach ihr benannte U-Bahn-Station umbenannt werden, ebenso wie die zahlreichen Mohren-Apotheken im ganzen Land? Soll König Melchior, der Schwarze unter den Heiligen Drei Königen, aus den Weihnachtskrippen verbannt werden, wie es die Ulmer Münstergemeinde kürzlich beschloss, weil dessen Darstellung mit dicken Lippen und bloßen Füßen rassistisch sei? Sind die Sternsinger mit einem schwarz bemalten heiligen König, die am Dreikönigstag durch die Straßen ziehen, noch tragbar? Und was ist mit dem weißen Schauspieler, der auf der Bühne, schwarz geschminkt, den Othello mimt? Sollen Kinderbücher wie *Pippi Langstrumpf* umgetextet werden, um aus ihnen etwa das anstößige »N-Wort« zu tilgen?

Und ganz grundsätzlich gefragt: Darf man die Bücher des größten deutschen Philosophen der Aufklärung Immanuel

Kant noch lesen, der doch in einigen Schriften die »Neger« und »roten Indianer« für »unfähig zu aller Kultur« befunden hatte? Sollten Goethe und Schiller aus den Lehrplänen gestrichen werden, damit *Writers of Color* ihren verdienten Platz im Schulunterricht finden; müssen Bach, Beethoven und Brahms von den Konzertprogrammen weichen, damit endlich auch *Composers of Color* in Deutschlands Konzerthäusern zu hören sind? Auch die Museen hat die Debatte ins Mark getroffen, seitdem immer mehr ins öffentliche Bewusstsein gerät, dass eine Vielzahl ihrer ausgestellten Exponate aus den einstigen Kolonien unter dubiosen Umständen nach Europa geschafft wurden und in ihren Besitz gelangten. Was aber tun mit der »Raubkunst«? Sollen die Ausstellungshallen leergeräumt und deren Schätze an ihre wahren Eigentümer rückerstattet werden? In den Seminaren der Universitäten wird über und mit Begriffen wie *Colorism*, *Reclaiming*, *Tokenism*, *White Supremacy*, *Critical Race Theory* und *Wokeness* diskutiert, während ein erheblicher Teil der Bevölkerung, nicht nur die viel beschworenen »alten weißen Männer«, zunehmend ratlos außen vor steht, weil er die Debatten darum nicht mehr nachvollziehen kann – oder will.

Das vorliegende kleine Buch ist als eine persönliche Wortmeldung zu verstehen. Sein Autor – wenn man es so sagen will, seinerseits ein alter schwarzer Mann – maßt sich nicht an, die Weisheit mit Löffeln gefressen zu haben. Es ist keine Streitschrift, sondern ein Versuch, inmitten und jenseits der mitunter verbissen geführten Debatten wieder miteinander ins Gespräch zu kommen. Ein bisschen historisches Wissen kann dabei nicht schaden – ist doch seit vielen Jahrhunderten

schwarze Geschichte ein Teil deutscher Geschichte. In Zeiten wie diesen, in denen die allgemeine Erregungsbereitschaft hoch ist, bedarf es vor allem eines guten Willens von allen Seiten, einander zuzuhören und aufeinander zuzugehen.

*Asfa-Wossen Asserate,
Frankfurt am Main, im Juni 2021*